

Buchbesprechungen

Philosophie

Thomas Schmaus, Philosophie des Flow-Erlebens. Ein Zugang zum Denken Heinrich Rombachs (Müncher philosophische Studien N.F. 30), Stuttgart: Kohlhammer-Verlag 2013, 336 S., 39,90 €, ISBN 978-3-17-023589-2

Obwohl ich selbst einige Jahre bei Heinrich Rombach in Würzburg während meiner Doktorandenzzeit Philosophie studiert hatte, nahm ich dieses Buch erst spät wahr. Das Buch über die „Philosophie des Flow-Erlebnisses“ stellt die These auf: „[Rombach] ist wohl der einzige, der sich bisher explizit und intensiv auf philosophische Weise dieser Erfahrung angenähert hat.“ (15) Ausgangspunkt ist dabei die Kenntnis von „Zuständen“, „in denen das Bewusstsein völlig vom Tätigkeitsvollzug absorbiert ist“ (13, Anm. 1). Damit ist nicht eine Ekstase gemeint, sondern ein neues Einfühlungsvermögen, das durchaus mit Nüchternheit geprägt sein kann. Dieses Phänomen bringt Schmaus mit Heinrich Rombachs Beschreibung des Phänomens „es geht“ zusammen. Er bemerkt, dass diese Erfahrung mit beglückendem Erleben verbunden sein kann. Rombach selbst hatte zwischen „es klappt“ (momentane Auflösung von Schwierigkeiten), „es geht“ (wie der Pflug durch den Acker), „es gelingt“ (eine Ankunft nach schwieriger Reise) und „es glückt“ (plötzlich, unerwartet, auf einen zukommend) unterschieden. Deshalb ist der „Vorzug des Ausdrucks „es geht““ (17–19) m. E. zu bestreiten. Schmaus selbst scheint mir dies auch später, wenn er die entsprechenden „Abstufungen“ bei Rombach genauer erläutert (242ff.), zu differenzieren. Rombach hatte zudem den Ausdruck „Wirk-

lichkeit“, der im Unterschied zur „Realität“ in der Tat wie ein Fluss in Bewegung zu verstehen ist, von Meister Eckhart übernommen. „Wirklichkeit“ muss man jedoch bei Eckhart theologisch verstehen als das „Wirken Gottes“: Gott ist „lautes Wirken“, lat. „actus purus“. Da gibt es einen klaren theologischen Hintergrund, den Rombach natürlich kannte. „Strukturtheologie“ war ein Unternehmen, das er zwar begonnen hatte, aber nicht mehr ausführen konnte.

Schmaus verweist auf neuere Auseinandersetzungen mit einem Erleben, das, psychologisch untersucht, den Namen „Flow“ erhält. Freilich ist hier die Psychologie eines „holistischen Gefühls“ (16) der analytische Taktgeber, und nicht die Phänomenologie, von der Rombach ausgeht. Mit Rombach will Schmaus dieses „Erleben“ nun phänomenologisch einholen. Zu diskutieren scheint mir jedoch der „phänomenologische Erstzugang“, den er darstellt. Ich stolpere dabei, zusammenhängend mit meinen Voraussetzungen in Eckhart-Studien und mit meiner eigenen Rombach-Rezeption, über die Beschreibung „Außergewöhnlichkeit der Erfahrung“ (43). Das heißt, ich finde die Beschreibung dieser Erfahrung im Sinne von Sondererlebnis übertrieben und überhöht. So sehe ich auch die später nachfolgende spezifische Fassung dieser Aspekte bei Rombach (99–110). Aber man kann darüber diskutieren. Rombachs „Nicht-Andersheit“ der Transzendenz-Erfahrung nimmt – in meinem Sinne – das Besondere zurück. So meine ich, man müsse zwischen „Flow“ (psychologisch) und „Prozess“ (philosophisch) unterscheiden.

Dennoch scheinen mir alle Beschreibungen, die Schmaus aus dem Spätwerk Rombachs vorlegt, z. B. die „Modifizierung des Zeitbewusstseins“, durchaus passend. Aber sollte man sie in die Richtung „Erleben/Erlebnis“ pointieren? Diese Frage hängt damit zusammen, dass ich selbst – und ich meine dies durchaus im Sinne Rombachs – zwischen „Erlebnis“ und „Erfahrung“ zwar nicht schlicht trenne, aber unterscheide. Dabei liegt der Schwerpunkt m. E. bei „Erfahrung“ als selektive, auch kritische Aufarbeitung von Erleben. Erzählen und Erinnerungsbildung, Habitualisierung sind hier wichtig.

Es mag sein, dass der „späte“ Rombach in dieser Hinsicht „ekstatischer“ geworden ist, als ich ihn als lesender Begleiter in Erinnerung habe. Schmaus fragt mit Recht nach „Grenzziehungen“ (57). Er beschreibt gut nachvollziehbar Rombachs Denkentwicklungen in seinen Lebensstationen. Das finde ich lesenswert und textnah, insbesondere den Zusammenhang von Rombachs Bildphilosophie und Hermetik. (vgl. 74ff.) Rombachs schmale Rezeptionsgeschichte bewegt sich zwischen „Achtung und Ablehnung“ (77ff.), das gilt auch für die Auseinandersetzung zwischen „Hermetik“ und „Hermeneutik“. Schmaus beobachtet Rombachs ständige Selbst-Korrektur und Selbstüberholung. Rombachs „tätige Philosophie“ wird an den Begriffen „Grunderfahrung“ und „reines Geschehen“ erläutert (91–98). Das Kap. „Der Ansatz der Strukturphilosophie“ (111–199) finde ich sehr instruktiv. Hier kann ich der Interpretation nicht nur gut folgen, sondern vieles scheint mir konzis ausgedrückt und für das Verständnis besonders hilfreich.

Bis dahin kommt die Interpretation ohne „Flow“ aus. Das 6. Kap. (201–230) erläutert die „Abstufungen“ (von „Gehen“ bis „Glücken“) und entwickelt nach Rom-

bach die Prozessualität des „reinen Geschehens“ an den Begriffen „Konkreativität“, „Identität“, „von selbst“, Transzendenzerfahrung als „Nicht Andersheit“ – alles Momente, die sich der Sache nach, wenn auch nicht immer in der Ausdrucksweise, auf Meister Eckhart zurückführen lassen. Rombach selbst steht m. E. freilich seine eigene epochale Einordnung der Philosophie Eckharts (1966) im Weg. Im Spätwerk greift er auf ihn als einen der Hermetiker zurück, als den, der ihm „Sprache“ liefert. Die „handlungstheoretischen und ethischen Überlegungen“ (231ff.) Rombachs, die Schmaus darstellt, gehen dann in die erwähnten „Abstufungen“ (s. o.) über. Aber, so fragt man mit Schmaus, was ist nun mit der „Mystik“ (245ff.)? In der Tat erlischt hier m. E. bei Rombach das Eckhart-Spezifische in einer religiös übergreifenden Hermetik.

Das Buch schließt mit einer lesenswerten Zusammenfassung und kritischen Würdigung des Rombach'schen Denkens. Das „Flow-Erleben“ scheint mir hier verloren zu gehen, und ich frage mich, ob es wirklich mehr ist als eine assoziative Berührung zwischen Psychologie und Phänomenologie. Was geht in den von Schmaus beschriebenen Entsprechungen von „Flow“ und dem Denken Rombachs in sog. „Grundzügen“ (vgl. 41ff. mit 99ff.) hinaus? Unterscheiden sich Psychologie, Phänomenologie und Prozessphilosophie nicht stärker voneinander? „Flow“ als „Momentum“ im Fließen ist freilich eine Verbindung, die weiter bedacht werden muss. Rilke beschreibt so etwas z. B. als Wendepunkt in einer Wurfparabel, an dem man verweilen möchte, aber nicht verweilen kann. Aber es ist in der Tat ein Merkmal des genaueren Erfassens von Bewegung oder Tätigkeit als In-Bewegung-sein, das heute besondere Aufmerksamkeit findet.

Dietmar Mieth

Praktische Theologie

Ansgar Franz / Hermann Kurzke / Christiane Schäfer (Hg.), Die Lieder des Gotteslob. Geschichte - Liturgie - Kultur. Mit besonderer Berücksichtigung ausgewählter Lieder des Erzbistums Köln, Stuttgart: Verlag Kath. Bibelwerk 2017, 1314 S., 78,- €, ISBN 978-3-460-042900-0

Die Neuauflage des Gebet- und Gesangbuches *Gotteslob* für die Diözesen Deutschlands, Österreichs und Bozen-Brixen aus dem Jahr 2013 bringt eine Vielzahl von Begleitpublikationen mit sich. Auch wenn es bisher schon Kommentare zu einzelnen Liedern des *Gotteslob* gab (etwa *Geistliches Wunderhorn. Große deutsche Kirchenlieder*, Hg. v. Hansjakob Becker u. a., München 2003 oder Meinrad Walter, „Sing, bet und geh auf Gottes Wegen ...“; *40 neue und bekannte geistliche Lieder erschlossen*, Freiburg/Br. u. a. 2013), ist der vorliegende umfangreiche Sammelband zumindest für den katholischen Bereich ein echtes Novum und ein herausragender Teil der qualitativ sehr unterschiedlichen Begleitliteratur zum *Gotteslob*. Neben dem *Geistlichen Wunderhorn* schließt der Sammelband am ehesten an Wilhelm Bäumkers vierbändiges Werk *Das deutsche katholische Kirchenlied in seinen Singweisen* an, das 1883–1911 in Freiburg/Br. erschienen ist. Bei aller Unterschiedlichkeit beider Veröffentlichungen unterstreicht schon der zeitliche Abstand von über 100 Jahren, in denen im Bereich des Gottesdienstes und der Kirchenmusik einiges geschehen ist, die Angemessenheit der neuen Publikation. Sie wird sicher auch unabhängig vom *Gotteslob* genutzt werden und zum festen Bestandteil der Gesangbuchforschung werden.

Die Herausgeberin und die Herausgeber, die eng mit dem Gesangbucharchiv der Universität Mainz verbunden sind, hielten die Fäden für ein ganzes Team

von Autorinnen und Autoren in den Händen. Jeder, der sich mit älteren und neueren Gesangbüchern beschäftigt, wird die Unübersichtlichkeit der Ausgaben erlebt haben. In Bibliotheken und ihren Katalogen sind diese oft schwer zu finden und zu unterscheiden. Auch dabei wird das vorliegende Werk helfen.

Selbst der Umfang von 1314 Seiten Dünndruckpapier und wohl auch die Kapazität der Bearbeiter ließen nur eine Auswahl der Gesänge zu. Untersucht wurden die 293 Lieder des Stammteils aus den unterschiedlichsten Epochen und weitere 20 Lieder des Kölner Eigenteils. Dabei sind nichtliedmäßige Gesänge nicht berücksichtigt worden. In der Danksagung findet sich die Erklärung für die Auswahl des Kölner Eigenteils (1313f.). Das Erzbistum mit seinem Erzdiözesankirchenmusikdirektor Richard Mailänder hatte die Initiative ergriffen und dem Projekt erhebliche Mittel beigelebt.

Die ausgewählten Lieder sind nach ihren Anfangsworten alphabetisch geordnet. Vor jedem neuen Buchstaben des Alphabets ist wie im *Gotteslob* selbst eine rote Seite mit der Übersicht der nächsten Lieder eingefügt. Am Anfang eines jeden Artikels ist die Fassung mit Noten und Liednummer wie im *Gotteslob* abgedruckt. Dann folgen oft Angaben zum Autor, mögliche andere musikalische oder textliche Fassungen, Erläuterungen zur Metaphorik und zur musikalischen Gestalt. Auch Anmerkungen zur Wirkungsgeschichte eines Liedes in seinen unterschiedlichen Fassungen werden in großer ökumenischer Weite mitgeteilt. Im *Gotteslob* ausgelassene Strophen oder frühere Fassungen finden Berücksichtigung. Am Schluss stehen Literaturangaben zum jeweiligen Lied. Die Gliederung der Beiträge folgt nicht einem völlig ein-

heitlichen Raster, sondern lässt Freiheit für die Besonderheiten eines Liedes. Der Anhang des Werkes bietet eine Übersicht über verwendete Gesangbücher und andere Quellenwerke, die im Text verkürzt zitiert werden, ein Liedregister, ein Register der Bibelstellen, ein Namensregister, ein Nachwort (das als Vorwort den Gebrauch des Buches erleichtert hätte) und die erwähnte Danksagung. Es ist dem Band zu wünschen, dass er über die katholische Kirche hinaus weite Verbreitung findet: bei allen, die liturgiewissenschaftlich oder hymnologisch arbeiten, bei denen, die für die Verkündigung in Gottesdienst und Katechese Verantwortung tragen, und nicht zuletzt

Maria Elisabeth Aigner / Johann Pock / Hildegard Wustmans (Hg.), Wo heute predigen? Verkündigung an bekannten und ungewöhnlichen Orten, Würzburg: Echter 2018, 266 S., 19,90 €, ISBN 978-3-429-04362-9

Die Predigtkultur in der katholischen Kirche verträgt derzeit kräftige Impulse. Man ist manches Mal überrascht, mit wie wenig Phantasie in einer Zeit massivster Krise der Kirche und mit wie geringer Begeisterung der Glaube auf das Leben der Menschen hin verkündet wird. Diese Publikation zeigt: Es könnte anders gehen. Die Autorinnen und Autoren des Sammelbandes gehen vielfältige Situationen durch – vertraute und weniger vertraute –, die Gelegenheit zur Predigt sein können. Sie fragen nach heute hilfreichen Wegen der Predigtausbildung. Und sie stellen sich nicht zuletzt immer wieder der Herausforderung, zu beschreiben, was denn eigentlich Aufgabe der Predigt ist.

Die Aufsätze werden unter vier Überschriften subsumiert. Unter „Bekannte Orte“ findet man die Firmung (*Ewald Huscava*) (13–31) mit recht gestellt wir-

bei Kirchenmusikern. Die Erschließung der Lieder könnte unserem mitunter etwas blassen Gottesdiensten eine wohltuende Färbung geben und Gemeinden verstehen lassen, dass Liedauswahl nichts Zufälliges ist oder sein sollte. Ein (durchaus verständlicher) Mangel sei noch genannt: Auf die Lieder der Nicht-Kölner Regionalteile und auf die nichtliedmäßigen Gesänge musste verzichtet werden. Diese Lücke wird wohl dann geschlossen werden können, wenn der schon erschienene Band regen Zuspruch erfährt. Das ist ihm zu wünschen, denn es macht Freude darin zu lesen.

Stephan George

kenden O-Tönen junger Firmlinge und dem Hinweis, kairologische und mystagogische Topoi zu nutzen, um das transfigurative Moment der Firmung zu steigern (27–31); den Schulgottesdienst (*Christoph Buda*) (33–46) mit dem Ruf nach Authentizität des oder der Predgenden (44); die Gemeindemission (*Hans Hüttner*) (47–62) mit der immer wieder im Buch aufgeworfenen Frage, ob die kirchliche Verkündigung den wirklich drängenden Fragen der Menschen genug Beachtung schenkt (59); das Gefängnis (*Sepp Riedl*) (63–69). Unter „Exemplarische Predigtorte“ wird zunächst eine Abendmahlsperformance im öffentlichen Raum vorgestellt (*Frank Muchlinsky*) (73–86), die hier unter „Predigen auf der Straße“ firmiert. Vor einer Kommunikation von oben herab (99) warnt ein Beitrag über Predigt auf der Kanzel (87–107), der Chancen wie Belastungen für Predgende wie Hörende auslotet. Die Kanzel sei ein „exponierter Ort der Kommunikation“ (104), der auch (und besonders?) außerhalb der Eucharistie genutzt werden soll (aber ausgerechnet für Predigtreihen zum Thema „Buße“? [104]). Vorschläge wie der, die Kanzel z. B. für die

Rezitation des Exsultet zu nutzen, werden nicht diskutiert. Überlegungen zur Predigt anlässlich einer Osterspeisensegnung (*Johann Pock*) (109–122) verbinden das Verkündigungsgeschehen mit der „Zusage der Fülle des Lebens“ (121). Vielfältige Verortungen werden sichtbar, auch im Kapitel „Ungewöhnliche Situationen und Zugänge“. Höchst anregend ist der Beitrag von *Maria Elisabeth Aigner*: „Gott springt wie ein Räuber aus dem Versteck ...!“ Predigtort: Katholisch-Theologische Fakultät“ (125–140), der in ein sehr kreatives Konzept der Predigtausbildung einführt, das auf eine „identitätsstiftende Qualität“ (133) angelegt ist, eine „selbstverantwortete Verkündigungskompetenz“ (134) fördern möchte und zeigt, wie durch eine Verlegung des Verkündigungsortes in eine Fakultät neue, kreative Spielräume eröffnet werden können. Man liest den Beitrag mit Gewinn, weil er zeigt, wie begeisternd ein solcher Lernprozess sein kann. Denn Predigen ist, so *Hildegard Wustmans* in ihrem Beitrag „Kreative Kontraste. Kirchenraum – Zuhörer_innen – Prediger_in“ (141–159), eine Herausforderung, auf deren Komplexität sich Predigende einzulassen haben: den Text, die Zuhörenden, natürlich auch die eigene Person und, was hier gut ausgeleuchtet wird, den Kirchenraum und die Liturgie. Sehr treffend lautet eine Überschrift: „Die notwendige Achtsamkeit für die Syntax und den Rhythmus des Kirchenraums“ (143). Überlegungen zu Kunst und Predigt (*Hermann Glettler*) (161–173), Predigt in der Jugendkirche (*Werner Otto*) (175–189) und mit Handpuppen (*Georg Zluwa*) (191–200) schließen sich an. Eine große Fülle von Entfaltungsmöglichkeiten für die Predigt tut sich auf. Sehr sensibel geht auf begrenzte Verstehensmöglichkeiten *Franz Josef Zefner* in seinem Bei-

trag ein: „Wie verstehen wir, was in der Predigt gesagt wird? Überlegungen am Beispiel der Seinsweise Demenz“ (201–215). Er vermittelt u. a. einen Eindruck, welche Bedeutung Liturgie und ihre vertrauten Riten für Demente entfalten können. „Ausdehnungen“ ist das letzte Kapitel des Buches überschrieben. Es wird mit Hinweisen auf die zahlreichen Heterotopien der Predigt bei Lukas eröffnet (*Christian Bauer*) (219–235), u. a. den Weg nach Emmaus, den Wagen des äthiopischen Kämmerers, den Areopag. Bauer fordert zur Entdeckung von Predigtorten in der säkularen Stadt auf, die sich „als noch nicht gewusste Altäre Gottes erweisen könnten.“ (233) „Draußen zuhause zu sein“ ist eines der Stichworte, die er gibt. Eigens erwähnt sei der Beitrag von *Thomas Hürten*, „Laientheolog_innenpredigt – Warum, wann und wo?“ (237–249), der neben der Messe zahlreiche Gelegenheiten auflistet, an denen Nicht-ordinierte kirchenrechtlich ohne Probleme predigen können. Das ist hilfreich, aber zugleich auch Ausdruck der Hilflosigkeit einer Kirche, die sich nicht dazu durchringen kann, auch in der Messfeier die „Laien“ predigt zuzulassen. Den Abschluss bilden Überlegungen, was der Blick auf moderne Medien für die Predigtpraxis eintragen kann (*Wolfgang Beck*) (251–263).

Nach der Lektüre dieses Buches weiß man neu, welche Herausforderungen wie Möglichkeiten sich für Predigten bieten, wie die Qualität der Predigt gehoben und junge Theologinnen und Theologen für diese Art der Verkündigung begeistert werden könnten. Dafür muss man nicht jede These des Buches teilen, legt es aber auf jeden Fall mit Gewinn aus der Hand.

Benedikt Kranemann